

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 23 (2016)
Heft: 1: Masse, Märkte und Macht in der Geschichte des Sports = Masse, marchés et pouvoir dans l'histoire du sport

Artikel: Körperleistungen und Körpergrenzen : Doping bei den Olympischen Spielen in Rom 1960
Autor: Gajek, Eva Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-650809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Körperleistungen und Körpergrenzen

Doping bei den Olympischen Spielen in Rom 1960

Eva Maria Gajek

Das Motto der Olympischen Spiele *Citius, altius, fortius* motiviert SportlerInnen, Rekorde immer wieder zu brechen. Blickt man auf die Liste gesprungener, gesprinteter oder anders geleisteter Weltrekorde, springt eine permanente Leistungssteigerung seit dem 19. Jahrhundert ins Auge. Der Wille zur Leistungssteigerung lässt sich aber nicht nur mit einem Verweis auf den sportlichen Ehrgeiz erklären. Ins Blickfeld müssen vielmehr weitere gesellschaftliche Faktoren rücken. Die Erwartungen von ZuschauerInnen, die Bürde, für die eigene Nation die Goldmedaille nach Hause zu bringen und somit als politischer Repräsentant zu fungieren, aber auch ökonomische Interessen wie Werbeverträge und Medienaufmerksamkeit sind eine wichtige Motivation.¹ Gleichzeitig wächst nicht nur der Wille zu gewinnen, sondern auch der Druck auf die TeilnehmerInnen. Diese probierten deswegen bereits im 19. Jahrhundert gemeinsam mit ihren Trainern, mit verschiedenen Präparaten und Techniken ihre Leistung zu verbessern. Der Griff zum Doping ist damit ein Phänomen, das sich aus dem Wechselspiel von *Masse, Markt und Macht* erklären lässt.

Die Olympischen Spiele in Rom werden in der sportgeschichtlichen Forschung – wenn nicht explizit, so doch deskriptiv – als Kulminationspunkt dieser drei Kategorien genannt.² Erstens baute das Fernsehen seine Präsenz für die Spiele 1960 deutlich aus und ermöglichte einer breiten *Masse* von ZuschauerInnen, die Spiele und die Athleten vor dem Bildschirm zu verfolgen. Nachdem das Medium in den ersten Nachkriegsspielen kaum eine Rolle gespielt hatte, übertrugen in Rom 21 Länder die Olympiade im Fernsehen. Während dieser 16 Tage wurden insgesamt 102 Stunden in 18 Länder des europäischen Kontinents live ausgestrahlt – wobei die längste tägliche Übertragung 8,5 Stunden betrug.³ Darüber hinaus verkauften die Organisatoren erstmals die Fernsehrechte. Deswegen werden die römischen Spiele zweitens als Meilenstein der Kommerzialisierung des Sports gesehen, bei der Sport als Marke und der Sportler als Werbeträger für einen weltweiten *Markt* entdeckt wurden. Schliesslich und drittens zeigte sich bei dieser Austragung die *Macht* des Sports in doppelter Hinsicht. Zum einen bezog sich dies auf die Leistungssteigerung: allein 20 Weltrekorde der Leichtathletik

wurden in Rom verbessert. Ins Bewusstsein der Zeitgenossen rückte diese Steigerung durch die bei den Spielen von 1960 eingeführten sportlichen Mindestanforderungen für eine Teilnahme. Diese Voraussetzungen zeigten schwarz auf weiss, dass sämtliche Olympiasieger von 1936 in Rom nicht mehr zum Wettkampf zugelassen worden wären. Zum anderen verdeutlichte der Tod des Radsportlers Knud Enemark Jensen die andere Seite der Medaille und bewies, welch grosse *Macht* das Doping im Sporttreiben erhalten hatte. Bei den Olympischen Spielen in Rom gelangte, so der Sporthistoriker Erik Eggers, «die Dopingproblematik weltweit auf die Agenda».⁴

Der vorliegende Artikel will diesen Dreiklang von *Masse, Markt und Macht* am Beispiel der Olympischen Spiele in Rom von 1960 in den Fokus der Analyse rücken. Nach einem einführenden Teil, der die zeitgenössischen Diskussionen über Körperleistungen für eine breite Masse und einen neuen Markt analysiert, konzentriert sich der Beitrag auf die Körpergrenzen und den angeblichen Dopingtod von Jensen. Hierbei ist zu fragen: Welche Bedeutung nahm der Tod des 24-jährigen Radsportlers im Kampf gegen bestimmte Entwicklungen im Sport ein? Inwieweit kann die Debatte über Doping im Sport und seine Grenzüberschreitungen auch als Sonde für ein sich wandelndes Gesellschaftsverständnis von Leistungsgrenzen verstanden werden? Mit solchen Fragen will der Artikel den Blick bisheriger Arbeiten zum Doping erweitern. Während deutschsprachige geschichtswissenschaftliche Arbeiten sich grösstenteils auf Doping in der DDR und in den sozialistischen Staaten konzentrierten, klammerten die zahlreichen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zum «defensiven Doping» eine breitere Kontextualisierung aus.⁵

Körperleistungen

Medien, Expertenkreise und Sporttreibende diskutierten seit Beginn der Olympischen Spiele 1894 über die Grenzen und Möglichkeiten der menschlichen Leistungskraft. Jeweils beeinflusst vom Zeitgeist konnte diese Debatte Faszination oder Angst einschliessen. In den 1950er- und 60er-Jahren waren die Diskussionen geprägt von Euphorie und Begeisterung. Der Glaube an die «dynamischen Zeiten», der so oft für Politik und Gesellschaft konstatiert wurde, war auch zentral für den Sport. Sportinstitutionen wie der Deutsche Olympische Sportbund (DSB) genauso wie Artikel in den Sportseiten der Medien beschworen vermehrt die «Grenzenlosigkeit menschlicher Leistungsfähigkeit».⁶ So griff das Politik-Magazin *Spiegel* die Thematik in einer Ausgabe vom September 1960 auf und konstatierte: «Immer schneller, höher, weiter jagen die Muskel-männer dieser Erde dem Endsieg entgegen – den absoluten Leistungsgrenzen

des Menschengeschlechts, von denen niemand zu sagen weiss, wo sie liegen. [...] in einer Serie von nie erreichten Kraftakten durchstiessen Sportler in allen Winkeln des Planeten sogenannte Traumgrenzen – Leistungslimits, die man bisher kaum für erreichbar ansah.»⁷ Als Beleg für eine solche Unendlichkeit der Leistungssteigerung dienten nicht nur dem *Spiegel*, sondern auch anderen internationalen Zeitschriften historische Rückblenden. Auflistungen über aktuelle gelaufene Zeiten und gesprungene Höhen wurden in Kontrast zu vorherigen Leistungen gesetzt.⁸

Diese zukunftsoptimistische Deutung wandelte sich jedoch in der Bundesrepublik im Verlauf der 1960er-Jahre immer stärker hin zu einer kritischen Betrachtung der Leistungssteigerung. Zur Faszination für menschliche Leistungslimits gesellte sich die Angst, die eigenen Leistungen irgendwann nicht mehr kontrollieren zu können.⁹ In den 1970er-Jahren wurde Leistung zu einem «sozial- und kulturkritische[n] Negativbegriff». ¹⁰ Hatte gerade der Sport in der Bundesrepublik der 1950er-Jahre Grundelemente des staatlichen Selbstverständnisses wie Leistung und Wettbewerb repräsentiert, wurde er im Verlauf der 1970er-Jahre von verschiedenen Experten aus Psychologie, Sport, Ökonomie, Kultur, Philosophie und Soziologie gern als Beispiel herangezogen, um zu zeigen, dass die «Leistungsgesellschaft ausgerechnet ihre Leistungsträger» zerstöre. Begriffe wie Leistungsdruck, fremdbestimmte Leistungsanforderungen und Leistungsterror bestimmten nun, wie Heiko Stoff feststellt, das Vokabular.¹¹

Erste kritische Einwände lassen sich aber schon in der Berichterstattung über die römischen Spiele finden, die in der Forschung eigentlich als Höhepunkt der euphorischen Leistungssteigerung verstanden werden. So konstatierte die Wochenzeitung *Die Zeit* in ihrer Überschrift am Tag der Eröffnungsfeier 1960: «Der Rekord frisst seine Kinder».¹² Und selbst Intellektuelle und Schriftsteller wie Alfred Andersch schalteten sich in die Debatte ein und proklamierten, dass sich Höchstleistungen wie jene des deutschen Leichtathleten und Olympiasiegers Armin Hary in den letzten 40 Jahren immer weiter von der Norm entfernt hätten.¹³

In der internationalen Presse sind in der Vorberichterstattung überdies vereinzelt Kommentare über das Scheitern und das Leid von Sportlern zu finden, die an den stetig steigenden Anforderungen verzweifeln und dem immensen Druck nicht mehr standhielten.¹⁴ Das Jugendmagazin *Quick* gab mit seiner Reihe «Jetzt berichten wir» den Sportlern nach den Olympischen Spielen im Oktober 1960 sogar Raum, ihre Probleme und Ansichten selbst darzulegen. Diese sehr persönlichen Zeilen, in denen der Sportler als Mensch in den Mittelpunkt rückte und die in den anderen bundesrepublikanischen Medien erst in den späten 1960er-Jahren zu finden sind, erzählten vom Druck auf die Sportler und von der ihnen aufgebürdeten Last. Sie berichteten vom Gefühl der Niederlage, vom moralischen Konflikt zwischen Professionellen und Amateuren und von der Sehnsucht nach

Anerkennung durch Markt und Masse.¹⁵ Die Kommerzialisierung und die Medienaufmerksamkeit wurden als Verstärker für diese Krise des Sports und der individuellen Sportler ausgemacht. Der Leistungssport sei zum Showbusiness geworden, äusserten die zu Wort kommenden Sportler.¹⁶ Dazu trug freilich auch immer mehr die Industrie bei, die den Sport als Markt in der Nachkriegszeit verstärkt entdeckt hatte.

Obwohl die römischen Spiele grösstenteils mit Geldern des Comitato Olimpico Nazionale Italiano (CONI) und der Lotterie Totocalcio finanziert wurden, traten einige italienische und internationale Unternehmen durch Investitionen im Dunstkreis der Spiele in Erscheinung: Fiat, Nestlé und Gilette nutzten den Markt des Sports zur Bewerbung ihrer Produkte und eröffneten damit den Weg für eine Ökonomisierung der Olympiade. Wie Barbara Keys feststellt, entwickelten in der Austragung von Tokio 1964 bereits 250 Unternehmen Marketingbeziehungen mit den Olympischen Spielen.¹⁷ Der Sport und damit die SportlerInnen wurden zu Werbeträgern, die ein gewisses Image für die werbenden Unternehmen verkörperten und zu Projektionsflächen für gesellschaftliche Ideal- und Schönheitsvorstellungen wurden. Die Vermarktung stand jedoch konträr zum Amateurgedanken der Olympischen Spiele. 1957 hatte der Präsident des International Olympic Committee (IOC), Avery Brundage, noch den Ausschluss von Sportlern bekräftigt, die aus ihrer sportlichen Leistung ein Business machten. Wie Keys ausführt, war dies jedoch weit entfernt von der Realität. Der Athlet Armin Hary wurde von der Firma Puma, wenn auch inoffiziell, bereits 1960 mit 10'000 D-Mark dafür entlohnt, dass er beim 100-Meter-Sprint Puma-Schuhe trug. Das Amateurideal wurde von der Professionalisierung abgelöst. Diese Entwicklung war nicht mehr aufzuhalten.

Bedroht wurde das Ideal aber nicht nur durch die Kommerzialisierung. Eine weitere Gefahr für die Grundgedanken der Spiele stellte die Politisierung des Sports in der Nachkriegszeit dar. Dabei verstanden nicht nur staatssozialistische Länder ihre Sportler als «Diplomaten im Trainingsanzug» und machten aus den sportlichen Amateuren eigene «Staatsamateure».¹⁸ Die Forschung hat bereits herausgearbeitet, dass die Politisierung des Sports durch den Kalten Krieg, die Kommerzialisierung und die Professionalisierung die grossen Problemfelder für das IOC in der Nachkriegszeit darstellten. Alle drei bedrohten die Ideale des «wahren Sports» und konterkarierten die Bemühungen der IOC-Funktionäre, die Ideale der olympischen Bewegung zu stärken und traditionelle Momente gegen politisierende und kommerzialisierende Tendenzen zu festigen. Besonders der Entschluss für den Verkauf der Fernsehrechte belegt aber, dass die finanzielle Markt-Attraktivität und der Gewinn einer breiten Masse von Zuschauern die ideellen Argumente zunehmend entkräfteten. Gleichzeitig stiegen damit der Konkurrenz- und der Leistungsdruck auf die Sportler. Diese kämpften nicht nur

auf dem Sportplatz gegeneinander, sondern bald auch um Werbeverträge und Medienaufmerksamkeit. Der Griff zum Doping war eine Möglichkeit, um diesen neuen Anforderungen von Macht, Markt und Masse gerecht zu werden. Die Sportgeschichtsforschung hat bereits konstatiert, dass sich die Kommerzialisierung und Politisierung des Sports und seine Durchdringung mit Doping parallel, wenn nicht sogar gegenseitig bedingt entwickelten.¹⁹ Zu vermuten ist deswegen, dass die seit den Olympischen Spielen in Rom gereifte Dopingdebatte ebenfalls zu einer reflektierenden, gar kritischen Berichterstattung über die Leistungssteigerung und die Kommerzialisierung beitrug. Nicht zuletzt der Tod des Radsportlers Knud Enemark Jensen rief die Gefahren des permanenten Leistungsdrucks in Erinnerung und bot einen Rahmen für die von *Quick* nach den Spielen angestossene Debatte über den Sportler als Menschen und dessen Körpergrenzen.

Körpergrenzen

Die Wurzeln des Dopings reichten im Radsport weit über die Nachkriegszeit bis in das späte 19. Jahrhundert zurück. In den 1930er-Jahren nutzten die Athleten bereits Kaffee, Heroin, Kokain und Amphetamine, um ihre Leistungen zu steigern.²⁰ Doch der Tod des Dänen Knud Enemark Jensen am ersten Wettkampftag der Olympischen Spiele 1960 während des 100-Kilometer-Mannschaftsfahrens führte das Problem und die Gefahren des Dopings im Sport einer breiten Masse eindringlich vor Augen. In den ersten Tagen nach Jensens Tod nannten die internationalen Medien als Todesursache Hirnblutungen ausgelöst durch einen Hitzschlag.²¹ Doch bald rückten die angeblich konsumierten Drogen in den Mittelpunkt der Berichterstattung. Experten meldeten sich zu Wort, die betonten, dass Radsportler solch hohe Temperaturen gewöhnt sein müssten, und versuchten, in exklusiven Interviews und Berichten den Dopingvorwurf zu belegen.²² Der Teamarzt, der Trainer und der Präsident der dänischen Mannschaft dementierten zunächst jeglichen Gebrauch von Doping, gaben aber bald zu, Jensen das Medikament Roniacol verabreicht zu haben.²³

Die anfängliche Leugnung sollte nicht nur als typisches Muster im Skandalverlauf um Doping verstanden werden. Vielmehr muss auch bedacht werden, dass in den 1960er-Jahren noch nicht klar war, was Doping mit einschloss.²⁴ Es existierten zu dieser Zeit keine Dopinglisten und der Gebrauch vieler Mittel war offiziell noch legal.²⁵ Jensens Trainer betrachtete Roniacol als gebräuchliches Medikament und nicht als Doping, was er in zahlreichen Interviews immer wieder bekräftigte.²⁶ Obwohl die Leistungssteigerung mittels Stimulanzien bereits vor dem Ersten Weltkrieg ein fester Bestandteil des (Spitzen-)Sports war, erlangte der aus dem englischen übernommene Begriff Doping erst ab den 1950er-Jahren einen all-

gemeinen Bekanntheitsgrad.²⁷ Die Zeitungen führten ihre LeserInnen deswegen zunächst an den Begriff des Dopings heran.²⁸ Dass die Thematik des Dopings noch weitgehend Neuland war, belegen zudem die undifferenzierten Angaben zu den im Sport benutzten Medikamenten in den Zeitungsberichten. Es wurde kein Unterschied gemacht, ob dieses oder jenes Präparat eingenommen wurde oder welchen Effekt es befördern sollte. Dem Medikament Roniacol sprachen einzelne Medien gar die leistungssteigernde Wirkung von Amphetamin zu, obwohl es gar das Gegenteil bewirken kann.

Gleichzeitig zum allgemeinen Bekanntheitsgrad von Doping entwickelte sich die Antidopingbewegung.²⁹ In der Bundesrepublik Deutschland entstand daraus die Antidopingerklärung von 1953. Der Durchbruch auf internationaler Ebene erfolgte allerdings erst nach dem Tod Jensens. Nun glich auch das IOC seine Regeln und Statuten den neuen Entwicklungen an. Jensens Tod wurde in den 1960er-Jahren, zusammen mit dem ersten Dopingtod an der Tour de France 1967, zum Exempel für die gesundheitlichen Risiken von Doping.³⁰ Dabei ist bis heute nicht geklärt, woran Jensen wirklich starb. Verena Møller verweist darauf, dass der Autopsiebericht des dänischen Radsportlers nie veröffentlicht wurde und somit der wirkliche Beweis für seine Todesursache immer noch fehlt. Møller ist der Ansicht, dass Jensens Tod vielmehr für den Beginn der Anti-Doping-Politik benutzt wurde. Gezielt habe das Team um den Anti-Doping-Experten des IOC, Ludwig Prokop, Gerüchte für die «gute Sache» gestreut, ohne jemals Einblick in die Autopsieberichte erhalten zu haben.

Ein neuer Diskurs über Doping entwickelte sich infolge von Jensens Tod auch in den internationalen Medien, die Doping erstmals als Skandal thematisierten.³¹ Anders als im Fall um den suspendierten Sportmediziner Martin Brustmann 1952 lassen sich in den Medienberichten über Jensens Tod «grundlegende Erwägungen zur Verbreitung und zur Brisanz des Dopings als sportpolitisches Problem» und zur Medikalisierung des Leistungssports finden.³² Viele Journalisten nahmen direkt die Rolle von Moralisten ein. Sie traten als Verfechter eines natürlichen Sports auf und plädierten für eine sportliche Fairness, auf die sich die Sporttreibenden nun endlich zurückbesinnen sollten.³³ Es wurden zudem – anders als noch in den 1950er-Jahren – sportpolitische Massnahmen wie Dopinggesetzgebungen und -kontrollen gefordert. Die zu Wort kommenden Sportler hingegen bekräftigten stets, dass Doping ein offenes Geheimnis sei und als üblicher «Zusatz» zu anderen Trainingsmethoden empfunden werde. In den Diskussionen lassen sich kaum Äusserungen von AthletInnen finden, die diese gängige Praxis angriffen. Vielmehr nahmen viele von ihnen eine Position ein, die der französische Radprofi Jacques Anquetil fünf Jahre nach dem Tod von Jensen auf den Punkt brachte: Jeder seiner Kollegen greife zu Doping, wer etwas anderes behaupte, sei ein Lügner.³⁴ In diesem Stadium der Diskussionen war es augenscheinlich noch möglich, sich zu

Doping zu bekennen. Erst nach der Anti-Doping-Kampagne in den 1960er-Jahren begannen die Sportler, die Benutzung von Doping vor der Presse zu leugnen, und ein neues Muster der Geheimhaltung begann sich durchzusetzen.³⁵

Diese Form des «defensiven Dopings» führte nach dem Tod Jensens zu einer generellen moralischen Auseinandersetzung mit der sich etablierenden Praxis.³⁶ Die Debatte war eng mit der bereits erwähnten Amateurfrage und mit dem Fairplay-Gedanken des IOC verknüpft, der durch die Entwicklungen zunehmend konterkariert wurde. Denn die unnatürlichen Praktiken untergruben die natürlichen Möglichkeiten, die im Olympischen Gedanken zentral waren: “struggle, strive and sweat for success”.³⁷ Noch bis in die 1970er-Jahre waren die Diskussionen innerhalb des IOC von der Frage nach dem sozialen Status der Sportler dominiert.³⁸ Der Kampf gegen Doping wurde somit zum Kampf um die wahren Inhalte und Ideale des IOC selbst.³⁹

Gleichzeitig wurde die Frage nach den Grenzen der Leistungsfähigkeit neu beleuchtet. So klagte *Die Welt* an: «Der Tod von Knud Enemark Jensen, 23 Jahre, ist die Tragödie des Sports, der seine Grenzen nicht mehr erkennt, der nicht weiss, wann es genug ist, und der nicht mehr den Menschen in den Mittelpunkt stellt, sondern die Leistung.» Und der Gesellschaftsreporter Art Buchwald äusserte in der *New York Herald Tribune* entsetzt, Rom sei zu einem athletischen Konzentrationslager geworden.⁴⁰ Der Tod Jensens verlieh den bereits skizzierten Diskussionen um die faszinierende Leistungssteigerung neue Schubkraft und teilweise eine neue Richtung. Der Sport und seine SportlerInnen als Ort und Versuchskaninchen der Wissenschaft faszinierten nicht zwangsläufig, sondern brachten parallel Ängste hervor. Auffälligerweise verwiesen die westlichen Zeitungsberichte über eine allgemeine Experimentierfreude sehr schnell auf die östlichen Forschungen.

Seit der Teilnahme der Sowjetunion an den Olympischen Spielen 1952 in Helsinki dämonisierten die westlichen Medien den roboterähnlichen, dehumanisierten, kommunistischen Sportler und versuchten in den 1950er- und 60er-Jahren, Doping vornehmlich bei osteuropäischen SportlerInnen nachzuweisen. Die AthletInnen wurden hierbei zu Antihelden, die den Betrug und den Verrat von Idealen repräsentierten. Gemäss diesen Berichten erweckten sie den Anschein des Widernatürlichen und verfremdeten das Ideal einer physischen Ordnung. Das bereits in den 1920er-Jahren evozierte Bild eines «verbotenen Labors» sowjetischer Menschenexperimente wurde dabei revitalisiert und zu einem Labor zur Entwicklung von SpitzensportlerInnen weiterentwickelt.⁴¹ So kursierte in der italienischen Presse das Gerücht, dass alle guten russischen Läufer sich die Milz entfernen lassen würden, um kein Seitenstechen zu bekommen.⁴²

Solche Darstellungen eines technisierten und verwissenschaftlichten Sports standen den Beschreibungen afrikanischer und afroamerikanischer Athleten

gegenüber, die besonders an den Spielen von Rom 1960 eine zentrale, gar neue Rolle spielten. Das Jahr 1960 wird in der Forschung als das afrikanische Jahr beschrieben, das eine Welle der Dekolonisation mit sich brachte. Nicht nur wurden damals 17 afrikanische Staaten in die UNO aufgenommen, sondern erstmals nahmen unabhängige afrikanische Nationen an den Olympischen Spielen teil.⁴³ Und die Sportler fuhren mit einem kontinuierlich wachsenden Medaillensegen nach Hause.⁴⁴ Anstelle moderner Trainingsmethoden und Sportanlagen mussten sich die Sportler aus vielen Ländern Afrikas mit dem Einfachen begnügen, dessen Beschreibungen bei den Medien grosses Interesse weckte. Statt wie der Sportclub aus Lüdenscheid in klimatisierten Sporthallen musste die Basketballmannschaft aus dem Senegal im Freien bei 30 Grad im Schatten trainieren, und den Sprintern aus Uganda stand im ganzen Land eine einzige Aschenbahn zur Verfügung.⁴⁵ Ganz im Ton der «Rassenkunde» und angelehnt an koloniale Narrative sezierten die Medien, warum die afrikanischen Sportler in manchen Disziplinen Siege davontrugen, in anderen aber völlig erfolglos blieben.⁴⁶ Gleichzeitig bestärkten solche medialen Darstellungen die Vorstellungen des «Primitiven» und «Unterentwickelten», dessen Entwicklungsstadium die Industrienationen längst durchlaufen hatten. Dieses sezierende Interesse am afrikanischen Leistungskörper war nicht neu, es zeigte sich bereits in den «Anthropologischen Tagen» bei den Spielen von 1904. Das Ziel der damaligen Pseudowettkämpfe «primitiver Stämme» war es, zu belegen, dass die afrikanischen Sportler nicht leistungstärker seien, dass im Gegenteil der «zivilisierte Mensch» nicht nur geistig, sondern auch körperlich «den Wilden» überlegen sei.⁴⁷ An den Spielen von 1960 jedoch wurde der afrikanische Sportler zum Sinnbild der sportlichen Leistungsfähigkeit, und das westliche Sportsystem mit seinem Leistungsdruck geriet zunehmend in die Kritik.

Der naturnahe Sportler stand hier dem technisierten westlichen und östlichen Athleten gegenüber, der mit den verschiedensten Trainingsmassnahmen versuchte, (Höchst-)Leistungen zu erzielen, nicht zuletzt mit dem radikalsten Mittel des Dopings. Die Gegenüberstellung von Unnatürlichkeit und Natürlichkeit wurde zur Wesensbestimmung des Dopings gebraucht, womit die neuen afrikanischen TeilnehmerInnen zum beliebten Gegenbeispiel und Symbol für den wahren, natürlichen Sport wurden, die das Amateurideal noch erfüllten. Während die besseren Infrastrukturen und Voraussetzungen der Athleten in den westlichen Ländern keinen Anstoss erregten und nicht als unfaire Wettkampfbasis betrachtet wurden, erlangte Doping in den 1960er-Jahren das Stigma der als illegitim angesehenen Verletzung der Chancengleichheit.

Zusammenfassung

Die Olympischen Spiele mussten sich in der Nachkriegszeit einigen neuen Entwicklungen stellen. Kommerzialisierung, Politisierung sowie Doping veränderten nicht nur das Sporttreiben, sondern auch seine Wahrnehmung. Die Auswirkungen dieser Entwicklungen von Markt, Macht und Masse zeigten sich bei den Olympischen Spielen 1960 deutlich. Der Verkauf der Fernsehrechte, eine zunehmende internationale Zuschauerzahl und eine damit einhergehende Ökonomisierung des Sports beförderten gleichzeitig die politische Indienstnahme und den Druck auf die Sportler, ihre Leistungen weiter zu steigern. Der Griff zum Doping wurde oft zur Möglichkeit, den neuen Anforderungen gerecht zu werden. Die Diskussionen um den Tod des Radsportlers Knud Enemark Jensen zeigten exemplarisch, dass die transnationale Debatte über Doping im Sport weit über den Raum des Sports hinausging. Erstens bestand zunächst ein gesellschaftliches Bedürfnis zu klären, was unter Doping überhaupt zu verstehen sei, zweitens wurde die Aktualität des olympischen Gedankens und drittens die Bedeutung einer nicht nur im Sport zu findenden permanenten Leistungssteigerung thematisiert.

Anmerkungen

- 1 Henk Erik Meier, Marcel Reinold, Anica Rose, «Dopingskandale in der alten Bundesrepublik. Öffentlicher Diskurs und sportpolitische Reaktionen», *Deutschlandarchiv*, <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/137402/dopingskandale-in-der-alten-bundesrepublik> (29. 12. 2015).
- 2 David Maraniss, *The Olympics that Changed the World*, New York 2008.
- 3 Organizing Committee, *The Games of the XVII. Olympiad. Rome 1960. The Official Report of the Organizing Committee*, Bd. 1, [Rom] 1960, 398, <http://library.la84.org/6oic/OfficialReports/1960/OR1960v1.pdf> (29. 12. 2015).
- 4 Vgl. auch: Artikel von Walter Aeschmann in diesem Heft; Erik Eggers, «Doping in der BRD: Die verschnupften Helden von 1966», *Spiegel-online*, 6. 8. 2013, <http://www.spiegel.de/sport/fussball/fussball-doping-beim-deutschen-team-von-1966-belegt-a-914887.html> (29. 12. 2015).
- 5 Jutta Braun, «Dopen für Deutschland – die Diskussion im vereinten Sport 1990–1992», in Klaus Latzel, Lutz Niethammer (Hg.), *Hormone und Hochleistung. Doping zwischen Ost und West*, Köln 2008, 151–170.
- 6 Uta Andrea Balbier, «Die Grenzenlosigkeit menschlicher Leistungsfähigkeit: Planungsgläubigkeit, Konkurrenz und Leistungssportförderung in der Bundesrepublik und der DDR in den 1960er Jahren», *Historical Social Research* 32/1 (2007), 137–153.
- 7 Siehe *Der Spiegel* 37 (1960), Titelbild.
- 8 Carl und Liselotte Diem Archiv (CuLDA), Presseauschnittsammlung, Olympische Spiele Rom 1960: «I primati dell'atletica moderna sono ormacini ai limiti delle possibilità umane», *L'Epoca*, o. A.; «Vince solo chi esplode», *Espresso*, 4. 9. 1960, 22; «Nurmi hätte die Olympiaqualifikation nicht geschafft», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19. 8. 1960, 7; «Früchte des Zorns», *Der Spiegel* 47 (1960), 72 f.
- 9 «Der Rekord frisst seine Kinder», *Die Zeit*, 26. 8. 1960, Beilage, 1.
- 10 Heiko Stoff, «Das Leistungsprinzip in der Wettbewerbsgesellschaft 1960–1980», in Frank

- Becker, Ralf Schäfer (Hg.), *Die Spiele gehen weiter. Profile und Perspektiven in der Sportgeschichte*, Frankfurt a. M. 2014, 278–306, hier 280.
- 11 Ebd., 296 f.
 - 12 Rekord (wie Anm. 9), 1.
 - 13 Alfred Andersch, «Der unliterarische Olymp», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1. 9. 1960, 20; zitiert in «Ein Sündenbock für Intellektuelle», *Die Zeit*, 14. 10. 1960.
 - 14 CuLDA, Presseauschnittsammlung Olympische Spiele Rom 1960: I primati (wie Anm. 8); Vince (wie Anm. 8); «Le Olimpiadi si avvicinano: gli schermidori che fanno?», *Corriere della Sera*, 27. 7. 1960, 8; «La macchina umana e «records» atletici», *Corriere della Sera*, 25. 8. 1960, 9; «Das olympische Duell von Rom», *Christ und Welt*, 1. 9. 1960, o. S.
 - 15 «Jetzt berichten wir», *Quick*, 8. 10. 1960, 24.
 - 16 Diese Töne verstärkten sich bei der Olympiade in München 1972. Vgl. auch Stoff (wie Anm. 10), 302.
 - 17 Barbara Keys, «The 1960 Rome Summer Olympics: Birth of a New World?», in Stephen Wagg (Hg.), *Myths and Milestones in the History of Sport*, New York 2011, 287–303.
 - 18 Stefan Schweizer, «Täwe Schur und das Bild der «Diplomaten im Trainingsanzug». Zur bildlichen Inszenierung der Spitzensportler in der DDR», in Karin Hartewig, Alf Lüdtke (Hg.), *Zum Gebrauch der Fotografie im anderen deutschen Staat*, Göttingen 2004, 69–88. Siehe auch «Staatsamateure», *Die Zeit*, 8. 2. 1972.
 - 19 Rudhard Klaus Müller, *Doping. Methoden, Wirkungen, Kontrolle*, München 2004, 14.
 - 20 Ebd., 298.
 - 21 «Per l'Italia il primo oro Olimpico», *L'Epoca*, 4. 9. 1960, 12–27, hier 15; «Caldo senza sorpresa», *Espresso*, 4. 9. 1960, 21; «Dänischer Radfahrer erliegt Hitzeschlag», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. 8. 1960, 10; «Danish Cyclist Dies from Heat during Trials, Team Quits Games», *Los Angeles Times*, 27. 8. 1960, A1; «Danish Cyclist, 22, Dies as Result of Sunstroke», *Washington Post*, 27. 8. 1960, A14; «Dane, 23, Dies of Sunstroke in Cycle Race», *Chicago Tribune*, 27. 8. 1960, 1.
 - 22 CuLDA, Presseauschnittsammlung, Olympische Spiele Rom 1960: «Für die Sprinter sind die Temperaturen ideal». Interview mit Prof. Reindell, dem deutschen Olympiamedizinern, *Die Welt*, 30. 8. 1960, 13; «Hitzeschlag oder Doping», *Der Mittag*, 26. 8. 1960, o. S.
 - 23 «Danes Deny Cyclists Used Stimulants», *Washington Post*, 28. 8. 1960, C1; «Olympic Trainer Admits Giving Drug to Danish Cyclist Who Died», *New York Times*, 29. 8. 1960, 1.
 - 24 Robert Jütte, «Zur Geschichte des Dopings», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 59/5–6 (2008), 308–322. Siehe auch «Con quali sostanze gli atleti si drogano», *Corriere della Sera*, 14. 8. 1960, 7.
 - 25 Rückblickend: «It's Adrenalin Charge that Wins», *Los Angeles Times*, 23. 2. 1976, D2. Eingeführt wurden Dopinglisten 1967. Vgl. Michele Verroken, «Drug Use and Abuse in Sport», in David R. Mottram (Hg.), *Drugs in Sport*, London 1996, 18–55, hier 23.
 - 26 «Fall Jensen wird zum Skandal. Trainer hat Doping zugegeben», *Die Welt*, 30. 8. 1960, 13.
 - 27 Jütte (wie Anm. 24), 308–322; David R. Mottram, «What a Drug?», in Ders. (Hg.), *Drugs in Sport*, London 1996, 1–17.
 - 28 Vgl. «Pfeffer in der Kiste», *Der Spiegel* 37 (1960), 62; vgl. auch den einzigen Artikel in der Wochenzeitung *Die Zeit* vor 1964, der sich jedoch mit Doping im Pferdesport beschäftigte: «Ein Rennbahngespens», *Die Zeit*, 16. 9. 1954; vgl. auch CuLDA, Presseauschnittsammlung, Olympische Spiele Rom 1960: «Die Dänen nahmen Ronicol», *Kölnische Rundschau*, 30. 8. 1960, Olympiabeilage.
 - 29 Paul Dimeo, *A History of Drug Use in Sport 1876–1976. Beyond Good and Evil*, London 2007, 53 f.
 - 30 «Doctor Warned Cyclist before Death», *Los Angeles Times*, 30. 8. 1960, C3.
 - 31 Der *Mittag* spricht sogar davon, dass der Skandal eine «Lawine ins Rollen» gebracht habe. Vgl. CuLDA, Presseauschnittsammlung Olympische Spiele Rom 1960: «Hitzeschlag oder Doping», *Der Mittag*, 26. 8. 1960, o. S.

- 32 Meier/Reinold/Rose (wie Anm. 1).
- 33 Karl Heinrich Bette, Uwe Schimank, *Doping im Hochleistungssport*, Frankfurt a. M. 1995, 145.
- 34 Zitiert bei Jütte (wie Anm. 24), 321.
- 35 «L. A. Cyclist Says Other Nations Used Stimulants», *Los Angeles Times*, 30. 8. 1960, C3. Siehe zum Erklärungsmuster: Anke Delow, ««Ich finde, ich hatte keine andere Wahl». Doping und Biografie», in Klaus Latzel, Lutz Niethammer (Hg.), *Hormone und Hochleistung. Doping in Ost und West*, Köln 2008, 173–191.
- 36 Bette/Schimank (wie Anm. 33), 149.
- 37 Dimeo (wie Anm. 29), 56.
- 38 Vgl. hierzu: CuLDA, Presseauschnittsammlung Olympische Spiele Rom 1960: «Ist das Amateur-Statut nicht mehr zeitgemäss?», *Der Mittag*, 25. 5. 1960, o. S.; «IOC Kanzler Otto Mayer: «Professor Diem hat recht»», *Der Mittag*, 9. 6. 1960.
- 39 Eugen König, «Kritik des Dopings: der Nihilismus des technologischen Sports und die Antiquiertheit der Sportethik», in Gunter Gebauer (Hg.), *Olympische Spiele – die andere Utopie der Moderne. Olympia zwischen Kult und Droge*, Frankfurt a. M. 1996, 223 f., hier 223.
- 40 Zitiert in: Pfeffer (wie Anm. 28), 63.
- 41 John Hoberman, *Sterbliche Maschinen. Doping und die Unmenschlichkeit des Hochleistungssports*, Aachen 1994, 228, 238, 242. Vgl. beispielsweise: «Una «serra per superuomini» il Villaggio Olimpico romano», *Corriere della Sera*, 21. 8. 1960, 9; «Russian System Tough to Beat», *Los Angeles Times*, 27. 8. 1960, A1.
- 42 «Jetzt sprechen wir. Karl Kaufmann: Rom war eine Reise wert», *Quick*, 8. 10. 1960, 14.
- 43 David Birmingham, *The Decolonization of Africa*, Athen 1995; Wolfgang J. Mommsen, «Einleitung», in Ders. (Hg.), *Das Ende der Kolonialreiche. Dekolonisation und Politik der Grossmächte*, Frankfurt a. M. 1990, 7–23.
- 44 «Viel Gepäck, wenig Geld und eine grosse Spielfreude», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 9. 8. 1972, 9. Ähnlich argumentierten: «Olimpiadi e negri», *L'Epoca*, 2. 10. 1960, 4; «Le Olimpadiene preferiscono i negri», *L'Epoca*, 11. 9. 1960, 15.
- 45 Vgl. BArch Koblenz, B 185/684, Presseauschnittsammlung: «Sport verdrängt Goethe Institut», *Abendzeitung*, 1. 12. 1971.
- 46 «Das olympische Turnier als Bühne der Selbstdarstellung», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 22. 8. 1972, 13; «Da un piccolo segreto un grande successo. Una formula ha aiutato L'Azzuro a battere i Negri», *Corriere della Sera*, 4. 9. 1960, 1.
- 47 Karl Lennartz, *Die Spiele der III. Olympiade 1904 in St. Louis*, Kassel 1998, 254.

Résumé

Performances et limites du corps. Le dopage aux Jeux olympiques de Rome en 1960

Le présent article place la triade masse, marché et pouvoir au centre de l'analyse en accordant une attention toute particulière à la mort du cycliste Knud Enemark Jensen lors des Jeux olympiques de 1960, décès mis prétendument sur le compte du dopage. Cet exemple démontre clairement que le débat international sur le dopage sportif dépassa de loin le simple cadre du sport. La discussion, qui s'éleva au sein de l'ensemble de la société, fit apparaître la nécessité de définir ce que l'on entendait par dopage. Le décès remet en cause l'actualité de l'idée olympique de même que la constante recherche d'une maximisation de la performance – bien au-delà du simple domaine sportif.

Il s'avère que le débat sur le dopage élaboré à la suite des Jeux olympiques de Rome a grandement participé à l'avènement d'une information raisonnée, voire même critique sur les sujets de la performance, de la politisation ainsi que de la commercialisation du sport – les mêmes sujets auxquels le Comité International Olympique a dû faire face dans l'après-guerre.

(Traduction: Siegfried Bodenmann)